

„Sie kriegen von mir noch mal eine Heiratsanzeige.“

Aus einem Zeitzeugengespräch mit Dr. Renate Werwig-Schneider geb. Großmann

Die Situation in der DDR

Mein Vater war Pfarrer und Arzt, demzufolge bin ich im Elternhaus religiös und pazifistisch erzogen worden. Albert Schweitzer war mein großes Vorbild.

In der Schule war ich immer gut und das Abitur habe ich mit der Note „eins“ abgeschlossen. Dennoch hatte ich ständig Schwierigkeiten. Selbst im Abiturzeugnis steht: „Bis heute ist sie noch nicht Mitglied der Jugendorganisation und beteiligt sich nicht am gesellschaftlichen Leben.“ 1953 bin ich wegen Zugehörigkeit zur Jungen Gemeinde aus der Schule geflogen. Damals, am 17. Juni, fuhr ich völlig ahnungslos zur Oberschule nach Königs Wusterhausen. Dort angekommen, wurden ich wie alle Schüler in die Aula gebeten. Dort wurde uns mitgeteilt: „Folgende Schüler, die sich zur Jungen Gemeinde bekennen, dürfen ab sofort die Schule nicht mehr besuchen, weil sie im Gegensatz zu unserem gesellschaftlichen Leben stehen.“ Ich stand auch auf der Liste. Wir wußten gar nicht, was los ist. Aber uns blieb nichts weiter übrig, als wieder nach Hause zu fahren. Bis zu den Sommerferien waren es noch etwa sechs Wochen. Mein Vater fing schon an, mir Privatlehrer zu besorgen. Doch als das Schuljahr im September wieder anfang, bekamen wir einen Brief. Es stünde nach reichlichem Überlegen doch nichts im Wege, daß ich wieder in die Schule käme.

Das nächste Problem folgte bald. Ich legte ein sehr gutes Abitur ab und bewarb mich an der Humboldt–Universität zum Medizinstudium. Daraufhin kriegte ich eine Ablehnung wegen Nichtmitgliedschaft in der SED und der FDJ und fehlendem gesellschaftlichem Engagement. Das war 1956. Da ist mein Vater, der damals als Arzt noch sehr gefragt war, zur Uni gefahren. Er hat dem zuständigen Dekan gesagt: „Haben Sie sich überlegt, was mein begabtes Kind macht, wenn es nicht zum Studium zugelassen wird? Dann fährt die morgen mit der S–Bahn nach West-Berlin und geht an die Freie Universität studieren. Sie glauben doch nicht, daß ich meinem Kind die Karriere verbauen lasse, nur weil Sie meine Tochter hier nicht haben wollen? Entweder fängt meine Tochter bei Ihnen an Medizin zu studieren, oder sie reist aus.“ Damals, 1956, ging das noch. Wenig später bekam mein Vater einen Anruf, sie hätten es sich überlegt, ich könne mein Studium anfangen.

Mauerbau und Flucht

Unsere Familie hatte eigentlich nicht die Absicht, in Ostdeutschland zu bleiben. Vater hatte aber durch seine Patienten und seine Berufe eine so starke Bindung, daß er gezögert hat, den letzten Schritt zu gehen. Dann kam 1961 die Mauer. Als Arzt hatte mein Vater einen Sonderstatus. Er besaß ein altes Auto und einen sogenannten Propusk (Russisch: Sondergenehmigung) . Mit diesem Papier konnte er bis dahin offiziell und ungehindert nach Westberlin fahren.

Der 13. August, das war ein Sonntag. Wir Geschwister waren an diesem Wochenende in Teupitz bei meinen Eltern. Da kam ein Bauer und klingelte bei uns. Er brachte die frische Milch vom Lande, die wir von ihm immer bekamen. Aufgeregt sagte er: „Na Herr Doktor, haben Sie schon gehört, Berlin ist zu. Da wird ne Mauer gebaut. Berlin ist zu, es kommt keiner mehr mit S-Bahn oder so durch.“ Mein Vater beschloß sofort, sich das anzugucken. Er fuhr mit meinem Bruder nach Berlin. Mit diesem Papier, dem Propusk, kam er an diesem Tag tatsächlich durchs Brandenburger Tor. Niemand hat ihn angehalten. Er zeigte seinen Propusk, und kam wieder zurück. Daraufhin meinte mein Vater: „Das kann ich mir nicht vorstellen, daß die eine Mauer bauen. Das machen die nicht, da war ja nur so ein bißchen ausgerollter Stacheldraht.“ Denn er war ja ohne jede Schwierigkeit durchs Brandenburger Tor hin- und zurückgekommen. Er sagte noch: „Ich guck mir das mal an, wenn sich das noch enger zuzieht, dann fahren wir alle mit dem Auto durchs Brandenburger Tor und bleiben doch drüben.“ So war der 13. August.

Mein Bruder begann im September 1961 sein Studium und sollte sich gleich zum Armeedienst verpflichten. Das wollte er auf keinen Fall. Mein Vater unterstützte ihn: „Also eine Waffe in der Hand, mein Sohn nicht. Und schon gar nicht bei Kommunisten.“ Also strebte mein Bruder an, nach West-Berlin zu flüchten. Und mein Vater unterstützte ihn dabei. In Groß-Ziethen wohnten Patienten meines Vaters. Einer hatte direkt an der Mauer einen Schrebergarten und kannte ganz genau den Mauerverlauf. Damit war die Sache klar. Wir haben uns tränenreich verabschiedet. Dann hat mein Vater seinen Sohn zwischen Weihnachten und Neujahr da hingefahren. Sie haben eine Leiter angestellt, und mein Bruder ist einfach rübergehopt. Natürlich haben wir uns gefragt: „Warum hopsen wir nicht nach?“ Aber wir hatten eine innere Bremse.

Nachdem mein Bruder drüben war, holten wir Erkundigungen ein, wie man legal aus der DDR raus kommen konnte. Das war aber ohne jeden Erfolg. Vater war damals ein

gefragter Arzt und ich war mit dem Medizinstudium fast fertig. Man wollte uns auf keinen Fall gehen lassen. Es gab nur diesen einen Weg der Flucht. Wir haben also über Verwandte und Freunde meinen Bruder aktiviert.

Er schickte Freunde, die überbrachten uns die Nachricht, daß er an einem Projekt arbeitet, um uns raus zu holen. Darüber durfte natürlich nicht gesprochen werden. Es hieß, es würde ein Tunnel in Arbeit sein, durch den wir vielleicht rüber könnten. Ich hatte inzwischen mein Staatsexamen gemacht und arbeitete als Assistenzärztin in Königs-Wusterhausen. In dieser Zeit hatte ich noch meine Studentenbude in Ostberlin und soweit ich mich erinnere, wurden da Verabredungen getroffen. Da kamen dann verschiedene Kuriere, die sich als Freunde meines Bruders zu erkennen gaben. Sie hielten uns auf dem Laufenden. Meistens habe ich sie zum Kaffee eingeladen oder bin mit ihnen Essen gegangen. Wir haben so auf Liebespaar gespielt und dabei haben sie mir dann Informationen weitergegeben. Einmal hieß es, es wird vielleicht Weihnachten werden, dann sollte es im Januar sein. Ein anderes mal gab uns einer Bescheid, sie kommen noch nicht weiter. Dann wurde immer ein Kennwort vereinbart, damit ich den nächsten Kurier erkennen konnte. Insgesamt saßen wir etwa ein halbes Jahr in Rufbereitschaft.

Eines Tages sind wir dann von einem Kurier benachrichtigt worden, wir sollten uns am 14. Februar 1963 um die und die Uhrzeit in der Brunnenstraße einfinden. Vater hatte einen alten VW, den sollte er an einer bestimmten Ecke auf der Wilhelm-Pieck-Straße abstellen. Da wußten wir noch nicht, daß die mit unserem Auto etwas vor hatten, das war ja alles geheim. Wir hatten auch keine Ahnung, wer den Tunnel baut. Die Kuriere, die uns die Informationen brachten, kannte ich ebenso wenig. Sie haben sich nicht mit Namen vorgestellt. Ich habe dann immer nach dem Dienst in meiner Wohnung gesessen, hab da die Botschaften empfangen und an meine Eltern weitergeleitet. Jedenfalls kriegten wir eines Tages diese Nachricht, in die Brunnenstraße zu gehen, in die Nummer 45. Wir machten uns auf und standen schon vor der Tür im Keller. Da war aber nichts. Auf dem Rückweg zum Auto kam einer auf uns zu gerannt, ich glaube das war einer der Kuriere. Er kam auf uns zu gerannt und sagte: „Hauen sie ab, hauen sie ab, lassen sie alles stehen und liegen, es ist was schief gelaufen“. Daraufhin sind wir - natürlich fürchterlich flatternd – zum Auto zurückgeeilt. Bei seinem Anblick ist mein Vater fast verrückt geworden. Da hing ein Schild von einem Kosmetiksalon. „Um Gottes willen sagte mein Vater, „Kosmetiksalon an meinem Auto“. Er hat das Schild abgenommen und gesagt: „Rein ins Auto und ab nach Hause.“ Zu dem Zeitpunkt wußten wir noch nicht, daß ein Kurier mit Adressen geschnappt worden war. Dann sollte es noch mal losgehen. Wir fuhren wieder

nach Berlin. Der Kurier war ganz azfgeregt und sagte uns: „Der Tunnel ist verraten worden, es wird nicht aus der Flucht“. Einige Tage später, ungefähr um vier Uhr am Nachmittag, wurde mein Vater an einer Tankstelle verhaftet. Wir haben ihn lange Zeit nicht wieder gesehen.

Ich bin von zu Hause weggeholt worden mit so einem Auto, an dem „Fleischereibedarf „ dran stand. Zuerst wurde ich ins Stasi-Untersuchungsgefängnis nach Potsdam gebracht. Dort wurde mir eröffnet, daß wir entdeckt worden sind und bekannt ist, daß wir durch einen Tunnel wollten. Mir wurde angekündigt, daß wir ein schönes Urteil zu erwarten hätten. Unseretwegen hätte es zum Dritten Weltkrieg kommen können.

Die Haft

In Potsdam, das war ein ganz entsetzliches Loch. Dunkel war es und ich war allein. Eines Morgens wurde ich dann plötzlich in so eine Minna gepackt. Die Minnas, die waren nicht als solche zu erkennen. Das waren weißgespritzte kleine Barkas‘, solche geschlossenen Autos, und da stand irgend was drauf wie VEB Getränke oder ähnliches. In diesen Fahrzeugen wurden wir durch die ganze Republik gekutscht. Ich kam dann nach Hohenschönhausen in die Stasi-Untersuchungshaft. Die ganze Etage war dort voll von Flüchtenden und Fluchthelfern.

In der Zeit, in der ich im Knast war, wurde nicht körperlich gezüchtigt. Aber der Psychoterror, der war viel schlimmer. Wenn man nach tagelanger Einsamkeit vom Wachtmeister zum Verhör geholt wurde, kriegte man eine Tasse Kaffee. Den Kaffee haben sie uns gegeben, damit wir gesprächig wurden. Und da ging dann dieser Terror los. Es waren ständig Verhöre, bei denen sie einen fürchterlich manipulierten und aushorchten. Man sollte möglichst noch was von sich geben über andere Gefangene. Es war richtig schön, daß man wenig wußte. Man konnte gar nichts rausgepreßt kriegen, weil man nichts wußte außer seinen eigenen Geschichte.

Meine Eltern und ich haben uns beim Prozeß zum ersten Mal wieder gesehen. Mein Vater bekam 3 ½ Jahre, ich 2 ½ Jahre und Mutter ein Jahr. Begründet wurden die Urteile mit dem drohenden Dritten Weltkrieg, der von uns initiiert werden sollte. Nach dem Prozeß, der ja erst ein halbes Jahr nach der Verhaftung in Rostock stattfand, kam Mutter in das Gefängnis in der Barnimstraße in Berlin zum Kartoffel schälen. Vater ist nach Halle gekommen und arbeitete als Haftanstaltsarzt, ich habe in Frankfurt/Oder am Fließband Bettwäsche genäht. Später war ich im Stasi-Knast auch als Haftanstaltsarzt eingesetzt, so jung wie ich war. So haben sie mir zumindest die Möglichkeit gegeben, reichlich medizinische Erfahrung zu sammeln. Ich konnte Bücher beschaffen, ich lernte EKGs

machen. Zum Teil mußte ich auch das Wachpersonal behandeln. In Frankfurt/Oder, da saßen wirklich nur Politische, da habe ich nie Kriminelle kennengelernt. Wir haben uns gut verstanden in unserer Truppe. Bei allen ging es nur um dieses eine Thema: Wie komme ich aus diesem Scheißstaat raus. Und jeder hat es auf seine Weise versucht. Die einen über die grüne Grenze, die einen mit falschem Paß, die andern im Autokofferraum. Zwei Jahre habe ich in Frankfurt/Oder gebrummt. Dann kam eine Amnestie, da bin ich im Sommer 1965 gemeinsam mit meinem Vater entlassen worden.

Nach der Haft

Meine Eltern waren sehr verunsichert. Mein Vater sah hinter jedem einen Stasi-Mann. Er konnte kaum noch Autobahn fahren, sofort hatte er das Gefühl, da ist schon wieder einer hinter mir. Diesen Mauerschock und seine Folgen hat mein Vater nie verwunden. Meine Mutter trug das alles mehr mit Fassung.

Ich bekam eine Arbeitsstelle an der Kinderklinik und begann meine Facharztweiterbildung. Inzwischen war mein zukünftiger Ehemann aufgetaucht. Er war am berühmten 17. Juni 53 auch wegen Zugehörigkeit zur Jungen Gemeinde aus der Lübbener Schule geschmissen worden. Daraufhin hat er Abitur in einer Ostklasse in West-Berlin gemacht. Wir haben uns also wiedervertraut, und er hat mir Mut gemacht, daß ich noch mal versuchen sollte, nach West-Berlin zu kommen. Ich bin damals zu Rechtsanwalt Vogel in sein Büro gefahren. In den Jahren 1966, 1967 liefen die Freikäufe schon. Ich bin zu Vogel gegangen und hab gesagt: „Ich möchte legal raus, wir würden das auch bezahlen.“ Vogel hat nur gelacht. Und sagte: „Dann müssen Sie Ihren Beruf aufgeben. Gehen Sie irgendwo in die Drogerie als ungelernete Fachkraft arbeiten. Dann habe ich eine Idee, Sie vielleicht frei zu kriegen. Oder wenn Sie sich noch mal einsperren lassen würden, das wäre die größte Chance. Es ist eigentlich die einzige, wenn ich Sie rüber kriegen soll.“ So lief das damals. Daraufhin habe ich meinen späteren Ehemann gebeten, er soll sich mit Freunden drüben in Verbindung setzen. Wir haben besprochen, daß ich einen falschen Paß gedruckt kriege, mit originalem Foto und originaler Unterschrift. Er übernahm selbst die Kurierdienste. Als alles vorbereitet war, buchten wir eine Reise nach Bulgarien ans Schwarze Meer. Ich von der DDR aus, er von Westdeutschland. In Bulgarien überreichte er mir meinen gefälschten Reisepaß mit nachgemachtem Einreisestempel und sagte: „Morgen gehts los. Wir fahren mit einem Schiff nach Istanbul.“ Das erste Problem war, daß der Einreisestempel so schlecht gefälscht war, daß es selbst ein Nichtfachmann gesehen hat. Das zweite bestand darin, daß das Schiff nach Istanbul nicht mehr lief, weil da alle darüber flüchteten. Die Route war eingestellt worden. Deshalb hat mein Freund eine Taxe genommen. Wir wollten

damit von Varna nach Istanbul fahren. Natürlich haben die Bulgaren an der türkischen Grenze sofort gesehen, daß der Paß gefälscht war. Damit war die Flucht beendet und es ging nach Sofia ins Staatsgefängnis. In Sofia war es nicht so schlimm wie in Hohenschönhausen. Da war ein schöner Rosengarten und man konnte am Tag spaziergehen. Aber der Haftrichter, der mich verhörte, der war noch viel viel schärfer. Er drohte mir: „Sie kommen jetzt wieder in die DDR, sie werden wieder in Ostberlin verurteilt.“ Ich antwortete ihm, daß ich immer in den Westen wollte. Aber es gäbe keine legale Möglichkeit, meinen im Westen lebenden Mann zu ehelichen. Als ich den Antrag stellen wollte, wurde mir gesagt, er könnte doch zurückkommen, wenn wir heiraten wollen. Dieser Haftrichter in Sofia sagte beim Verabschieden: „Ich werde sorgen, daß Sie kommen nie zusammen!“ Da habe ich ihm geantwortet: „Sie kriegen von mir noch mal eine Heiratsanzeige.“

Mit dreizehn weiteren Häftlingen wurde ich in einer kleinen Maschine von Sofia nach Schönefeld geflogen. Alle waren aus dem gleichen Grund verhaftet worden. In Schönefeld sind wir abseits gelandet, da stand schon die Minna und brachte mich gleich wieder nach Hohenschönhausen. Zum Empfang sagte meine sächsische Wachtmeisterin fröhlich: „Nu, da sind Se ja wieder.“

Diese Mal waren sie in Hohenschönhausen viel freundlicher. Da stand nämlich schon fest, daß ich irgendwann rausgekauft würde. Man wußte nur nicht, wann. Ich bekam einen neuen Vernehmer und manchmal eine zweite Tasse Kaffee. Verurteilt wurde ich aber trotzdem zu 3 ½ Jahren. Nach dem Prozeß wurde ich gleich nach Hoheneck gelegt in dieses große Frauengefängnis. Da ich Kinderärztin werden wollte, haben sie mich in eine Zelle mit lauter Kindestöterinnen gelegt. Die erzählten mir dann Tag und Nacht ihre Geschichten: wie die eine ihre Kinder totgeschlagen, die andere sie ersäuft, die dritte sie vergast hat. Es war furchtbar.

Freikauf in die Bundesrepublik

Nach einem Jahr, es war am 14. Juni bei herrlichem Sonnenschein, da schloss ein Wärter die Zelle auf und sagte im breitesten Sächsisch: „Gommen se mit, mir gehn auf Transport.“ Ich dachte, die bringen mich bis Sibirien, weil ich auch immer recht frech war und meine Meinung sagte. Wegen übler Reden wurde ich einmal sogar in den Bunker geworfen Aber diesmal war alles anders. Als ich die Treppe runter kam und zwei zivile Stasi-Leute sah, frage ich: „Was soll ich denn hier?“ Da sagte der eine: „Tscha, das möchten Sie wohl

wissen, wir wollen Sie nämlich heut entlassen.“ Und dann fragte er mich: „Wollen Sie in der DDR bleiben oder wollen Sie in die Bundesrepublik ausreisen?“ „Ich favorisiere die Deutsche Bundesrepublik“, antwortete ich. „Na ja, das haben wir auch vor“, lautete die Antwort.

Weil ich am gleichen Tag noch im Westen erscheinen sollte, mußten die Wachtmeisterinnen meine Garderobe ändern. Ich hatte zehn Kilo abgenommen, mir paßte nichts mehr. Das schlotterte alles nur so. Nach dem auch das erledigt war, haben sie mich von Hoheneck bis an die Grenze nach Wartha–Bebra gebracht, über Eisenach. Da sah ich oben die Wartburg. Das war wie ein Traum, das vergesse ich nie! An der Grenze durften die Stasi-Leute nicht weiter, wir warteten also und warteten. Kein Wort wurde gesprochen. Endlich kam mit einem Ostberliner Mercedes Rechtsanwalt Vogel angefahren und aus Westberlin Rechtsanwalt Stange. Vogel hatte mich schon im Knast besucht und durch die Blume zu verstehen gegeben, es dauert nicht mehr lange, behalten Sie die Nerven. Ich hatte dieses ganze Jahr die Hoffnung und beinahe die Sicherheit, daß es klappen würde. Vogel machte seinen Kofferraum auf, und überreichte mir einen ganzen Packen mit sämtlichen Zeugnissen und Papieren, die ich besaß, und einen riesengroßen Blumenstrauß von meinen Eltern.

Und dann sind wir also über die Grenze gefahren. Das war noch makaberer. Auf der Westseite stand so ein Kiosk. Stange und Vogel sagten, ich sollte da mal reingehen und mir eine Cola bestellen. Da dies eine Einzelaktion ist, müßte ich erst noch identifiziert werden. Man wollte sicher gehen, ob sie auch die Richtige brachten. Vogel hatte schon den Aktenkoffer mit Geld in der Hand. Auf einmal fuhr ein schwarzer Mercedes von der Bundesregierung vor, darin saßen vier Männer in schwarzen Anzügen. Es war wie im Bilderbuch. Ich mußte bei denen Parade laufen, bis sie festgestellt hatten: „Die ist es.“ Daraufhin wechselte der Geldkoffer seinen Besitzer.

An der Grenze warteten Freunde, die von meiner Ankunft wußten. Ihnen hat mich Vogel übergeben. Zwei Stunden später war ich bereits auf dem Frankfurter Flughafen. Mein damaliger Freund und mein Bruder erwarteten mich schon. So kam ich in den Westen.

Eine Woche später hör ich durch irgendwelche anderen Quellen, daß ein Spion ausgetauscht worden ist. Das hat mich sprachlos gemacht. Ich hatte doch schon hunderttausend Mark gekostet. Aber dieser Spion hat in Königs Wusterhausen am Biertisch gesessen und damit geprahlt, er sei gegen eine Kinderärztin aus dem Kreis Zossen ausgetauscht worden.

Im Oktober 1968 haben wir dann geheiratet. Ich erinnerte mich daran, daß ich dem Vernehmer in Bulgarien angekündigt hatte, sie kriegen von mir noch mal eine Heiratsanzeige. Da habe ich also ein Hochzeitsfoto und unsere Anzeige genommen und ihm beides geschickt, einfach in einem Kouvert an den Herrn Untersuchungsrichter im Staatsgefängnis in Sofia. Herr Dimitrow hieß er. Ich habe das einfach kommentarlos hingeschickt. Eines Tages geht bei mir das Telefon. Am Telefon ist Rechtsanwalt Stange: „Frau Dr. Schneider, sie müssen bitte sofort in den Grunewald kommen, es ist was ganz Furchtbares passiert.“ Ich habe mich also auf den Weg gemacht, die beiden Rechtsanwälte Vogel und Stange erwarteten mich schon und brüllten mich furchtbar zusammen, was ich denn bloß gemacht hätte. Mit meinem blöden Brief an den Bulgaren würde ich den ganzen Freikauf gefährden. Dann erfuhr ich den Grund für diese Aufregung. Rechtsanwalt Vogel war wenige Tage zuvor zu Honecker oder in das DDR-Außenministerium zitiert worden. Er mußte zu einem brisanten Sachverhalt Stellung nehmen. Und zwar war ein Brief von den Genossen aus Bulgarien angekommen mit der empörten Anfrage, was denn Flüchtlingen geschehen würde, die sie immer brav an die DDR ausgeliefert haben. Wenn die DDR ihre Häftlinge sowieso verkaufe, könnten sie das auch allein machen. Vogel wurde nun vorgeworfen, wie es passieren konnte, daß seine Klienten nicht das Maul gehalten hatten. Denn das ist uns ja eingebleut worden, daß wir der Presse gegenüber nicht reden dürfen. Ich habe mich natürlich höflich entschuldigt, aber insgeheim habe ich mich halb tot gelacht.

Aus: Maria Nooke, Der verratene Tunnel. Geschichte einer verhinderten Flucht aus dem geteilten Berlin, Bremen 2002, S. 90-96.